

In unserem Dekanat sind zwei *benachbarte Dorfpfarreien*. Besetzung: ein Pfarrer, eine Pastoralreferentin. Eigentlich gut! Und trotzdem: Beide sollen an beiden Orten gleichermaßen sein, und zugleich gibt's in beiden Gemeinden das eifersüchtige Gefühl: Wo ist die/der eigentlich? Warum sieht man ihn/sie bei uns nicht öfters? Überforderung?!

Vollversammlung meines Berufsverbandes. Kollegen klagen, daß sie durch Verzettelung auf verschiedenen Ebenen (eine oder mehrere Gemeinden, Schule, überpfarrliche Aufträge) nicht einmal ihren Urlaub nehmen können. Während der Schulzeit soll/kann man nicht, in den Ferien sind Freizeiten oder überpfarrliche Kurse und außerdem wollen die anderen in der Pfarrei ja auch Urlaub in den Schulferien. Alle können aber nicht gleichzeitig gehen. Überforderung?!

Mir persönlich geht's da ja noch gut. Da ich nur eine halbe Stelle habe, ließ es sich beim Bistum leichter durchsetzen, daß mein Dienstauftrag sich auf eine Pfarrei beschränkt und nicht noch mit Schule, Stadtebene oder Dekanat zu teilen ist. Indirekt bekomme ich die Überforderung und Verzettelung der anderen natürlich doch zu spüren, weil dann eben manches – und mehr als sich oft verkraften läßt – an mir hängenbleibt.

Überforderung hat viele Gesichter. Mich ärgern vor allem die Formen, die strukturell bedingt sind und die nicht sein müßten. Ich bin zunehmend skeptisch gegen alle Modelle, die versuchen, die Probleme mit möglichst viel überpfarrlicher Kooperation zu lösen. Vier Pfarrer, von denen jeder mit drei Pfarreien überfordert ist, werden sich auch durch das Lockangebot eines zusätzlichen Laienmitarbeiters für alle (und damit wahrscheinlich für keinen) nicht motivieren lassen, jetzt zu viert zusammen in zwölf Pfarreien zu arbeiten. Nur wenn die Situation in der Einzelgemeinde stimmt, kann überpfarreiliche Kooperation gelingen.

Erich Richtarz

Zu 1:

Meine Tätigkeit als Pastoralassistent in der Krankenhauseelsorge birgt folgende *Gefahren der Überforderung* in sich:

Strukturelle Überforderung: das Dilemma zwischen flächendeckender Betreuung und gezielter Einzelfallhilfe. Die Vorgabe, einmal wöchentlich alle (ca. 400) Patienten meiner Klinik zu besuchen und – neben anderen Aufgaben – mit den 18 Stationsteams in Kontakt zu bleiben, läßt sich nicht vereinbaren mit dem zweiten, ebenso wichtigen Ziel, nämlich einer intensiven Begleitung von Patienten in Krisensituationen. Jede „Schwerpunktsetzung“ bedeutet Vernachlässigung von anderen, an sich sinnvollen Aufgabenbereichen.

Emotionale Überforderung durch die Einseitigkeit der pastoralen Begegnung: Einseitige Kommunikationsform: hauptsächlich Einzelgespräche; die Initiative geht meist vom Seelsorger aus: anklopfen – zugehen – Kontakt aufnehmen – sehen, was daraus wird.

Durch den dauernden Umgang mit Kranken und unter ihnen wieder die besondere Zuwendung zu Schwerkranken oder Patienten in Krisensituationen verschiebt sich die Optik, verändert sich das Lebensgefühl.

Zu 2: Ich suche (mit meinen Kollegen) nach einem situationsgerechten Pastoralkonzept.

Ich erlebe das Seelsorgeteam als Entlastung und Schutz, aber auch als Herausforderung und Konfrontation.

Ich nütze die Supervision (dreiwöchentliche Team-Supervision) zur Klärung und Aufarbeitung von Spannungen und Enttäuschungen.

Das Familienleben und das bewußte Mitleben in meiner Pfarrgemeinde ist Ausgleich und Kraftquelle.

Ich habe nicht vor, bis zu meiner Pensionierung hauptamtlich in der Krankenhausseelsorge zu bleiben. Lieber zehn Jahre intensiv als ein Leben lang mit Schutzmechanismen.

Zu 3: Der Seelsorger ist eingebettet in ein funktionierendes therapeutisches Team.

Sein Beitrag zum Gesamtauftrag des Krankenhauses wird von Ärzten, Pflegepersonen, Patienten und Angehörigen einigermaßen verstanden.

Mehr Eigeninitiative und Mündigkeit der Patienten.

Die Gewinnung von weiteren qualifizierten (haupt-, neben-, ehrenamtlichen) Mitarbeitern.

Michael Scheuermann

„Bemüht euch um das Wohl der Stadt“, so fordert es Jeremia von den Verbannten in Babel. Das Wort gilt auch den Seelsorgern städtischer Ballungszentren unserer Tage. Einem, dem Rhein-Main-Gebiet, gehöre ich an, es ist mein Erfahrungshintergrund.

Vielen Anforderungen sehen sich all die gegenüber, die hier seelsorgerlich arbeiten: Sie treffen mehr und mehr auf Kinder, die Verwahrlosungstendenzen aufweisen. Sie haben – wenn überhaupt – Jugendliche vor sich, die auch mit 20 und mehr Jahren noch nicht in der Lage sind, ihr Leben ins rechte Lot zu bringen. Sie sehen sich – ab und an – religiös indifferenten, strikt erwerbsorientierten Erwachsenen gegenüber, für die nur das Faktische rund um Arbeit und Freizeit lebensprägende Kraft zu haben scheint. Sie haben mit Senioren zu tun, die – wenn rüstig – hastig um den Globus jetten oder – wenn bettlägrig – sich weitgehend selbst überlassen sind. Angesichts solcher, biblischem Bestreben und jüdisch-christlicher Tradition entgegengesetzten Tendenzen ist der Seelsorger rasch überfordert, wenn er sich nicht Fragen dieser Art beantwortet: An welcher Richtschnur orientiert sich mein pastorales Handeln? Wo setze ich Schwerpunkte, die den (wenn überhaupt noch vorhandenen) überkommenen Strukturen vor Ort, aber auch den neuen Tendenzen im nicht- und antikirchlichen Umfeld Rechnung tragen? Welche Konflikte will ich mir warum leisten, welche nicht? Wie bringe ich dienstliche Anforderungen und private Interessen in Einklang? Aus welchen Quellen schöpfe ich, um im Gleichgewicht zu bleiben? Bin ich zu kolle-